

Leitartikel

Wilhelm Zauner

Wie führt man ein
Konzil durch?

Das richtige
„Aggiornamento“?

Überforderung
und Hektik

Ich glaube, wir haben uns zu viel vorgenommen. Wir, die Kirche und ihre Mitarbeiter, leben über unsere Verhältnisse. Wir wollen es nicht zugeben, daß wir das alles eigentlich nicht mehr fertigbringen, was wir uns angefangen haben. Was Karl Marx von der Philosophie gesagt hat, das wollen wir auch von der Theologie: „Es kömmt nicht darauf an, die Welt zu interpretieren, sondern sie zu verändern.“ Also treiben wir „praktische Theologie“ (ich auch). Wir bilden soziale und politische Arbeitskreise. Es ist erstaunlich, wie rasch und sicher wir uns über so viele Fragen der Moraltheologie äußern können, von der Neutronenbombe bis zum Retortenbaby. Wir wollen überall präsent sein und überall mitmischen.

Die Entwicklung der Gesellschaft und die eigenen hochgesteckten Ziele haben uns neue Methoden der Seelsorge erfinden lassen. Die Zahl der aktiven Mitarbeiter hat sich stark vergrößert. Wir stellen ihnen ganze Stapel von Büchern und Behelfen zur Verfügung, doch viele haben kaum die Zeit, sie zu lesen. Wir haben viele Gremien geschaffen, doch wir haben zu wenig Zeit, uns auf die Sitzung vorzubereiten. So machen wir oft die bittere Erfahrung, daß zehn Mitarbeiter, die nichts denken, auch nicht besser sind als einer, der nichts denkt — und schon gar nicht besser als einer, der denkt. Der Arbeitsstil der Verantwortlichen in der Kirche unterscheidet sich nicht von dem der Manager in Politik und Wirtschaft. Sie veranstalten Arbeitessen und bemühen sich, von den göttlichen Eigenschaften vor allem die Allgegenwart nachzuahmen: Überall dabei sein, gesehen werden, Grußworte sprechen, Hände schütteln, fotografiert werden und in der Zeitung stehen. Wer nicht in den Medien erwähnt wird, ist nicht vorhanden, der gilt nichts und bedeutet nichts. Eine Einladung zu einem Fernsehinterview scheint manchen mehr zu bringen als die Einladung, ein Hochamt zu halten (dir auch, lieber Leser? und unter welchen Voraussetzungen?). Die Überforderung macht viele Mitarbeiter hektisch und je nach Temperament entweder aggressiv oder depressiv. Manche gewinnen den Eindruck, daß die Kirche nicht deshalb enttäuscht, weil in ihr zu wenig gearbeitet wird, sondern weil zu viel und zu vielerlei getan wird. Das Orchester wurde vergrößert, aber es kam nicht mehr Musik

heraus. Die Informationen wurden vermehrt, doch sie haben nicht Weisheit erzeugt. Man würde ein Heer von klugen Köpfen brauchen, um die Vielfalt der Aufgaben zu bewältigen, die wir uns gestellt haben, und wir entdecken mit bitterem Zorn, daß die Genies rar sind wie zu allen Zeiten.

Gegensätzliche Klagen

Wer ist schuld an dieser Misere? Es gibt zwei Gruppen, die es genau wissen: Die eine sagt, weil das Konzil nicht durchgeführt worden ist, und die zweite, weil das Konzil überhaupt stattgefunden hat. Wäre das II. Vatikanische Konzil nicht gewesen, meint diese Gruppe, so gäbe es noch Ruhe und Ordnung, Autorität und Disziplin, klare Gebote und Verbote in der Kirche. — Andere sagen: So wäre es nicht mehr weitergegangen. Es ist besser, rechtzeitig umzubauen, anstatt Mauern einstürzen zu lassen. Es ist besser, selbst Reformen durchzuführen, als sie sich von außen aufzwingen zu lassen. Dieses Konzil hat hervorragende Pläne für den Umbau der Kirche entworfen, doch man hat sich nicht daran gehalten. Die Maurer waren stärker als die Architekten. Nicht das Konzil hat enttäuscht, sondern die Durchführung.

Wie führt man ein Konzil durch?

Eine Kirchenreform ist etwas anderes als eine Hausreparatur. Die Beschlüsse eines Konzils sind nicht ein Organisationsplan, den man Punkt für Punkt abhaken kann. Die Kirche ist mehr ein Organismus als ein Haus. Man kann also eher von einer Operation oder von einer Umstellung der Lebensweise sprechen. Dann stellt sich die Frage, was der Organismus verträgt und was ihm in Hinkunft zugemutet wird. Die Kirche ist in den letzten zwanzig Jahren einen weiten, steilen und mühsamen Weg gegangen. Es grenzt an seelische Grausamkeit, ihr nun das Programm vorzuhalten, mit dem sie aufgebrochen ist, und darauf hinzuweisen, daß so mancher Punkt nicht erfüllt wurde. Entscheidend ist, daß die Kirche bereit ist, auf dem Weg zu bleiben und die Richtung beizubehalten, die sie als richtig erkannt hat.

Die Lebensweise umstellen!

Es scheint, daß der Weg noch steiler wird. Man muß überlegen, ob man einiges Gepäck zurücklassen kann. Vor allem aber wird man die Lebensweise umstellen müssen. Man muß nicht mehr tun, sondern man muß weniger tun. Es ist erstaunlich, wie viel Jesus nicht getan hat. Als ihm Simon und seine Gefährten aufgeregt meldeten: „Alle suchen dich“, antwortete er: „Gehen wir anderswohin, damit ich auch dort verkünde“ (Mk 1,38). — Als man ihm die heikle politische Frage nach der Bezahlung der Steuer an die Besatzungsmacht stellte, sagte er schlicht: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist“ (Mt

22,21), anstatt einen Arbeitskreis über Steuerreform zu gründen. — Als Pilatus auf seine Macht pochte, bestätigte er ihm sogar, daß ihm diese von Gott gegeben sei (Joh 19,11), ohne ihn direkt auf den Mißbrauch seiner Macht hinzuweisen. — Als ihn einer in einer Erbschaftsangelegenheit um Hilfe bat, sagte er: „Mensch, wer hat mich zum Richter oder Erbteiler über euch gesetzt?“ (Lk 12,14). — Als sie ihm eine Frau brachten, die beim Ehebruch ergriffen worden war, sagte er zuerst gar nichts; als sie ihm mit ihren Fragen zusetzten, sprach er zu ihnen: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie!“ (Joh 8,7). — Johannes der Täufer wußte den Soldaten nicht anderes zu sagen als: „Verübt gegen niemand Gewalt, noch Betrügereien, und begnügt euch mit eurem Sold!“ (Lk 3,14). Unangenehm unpolitisch klingt der Satz des Paulus: „Jedermann sei der staatlichen Gewalt untertan, denn es gibt keine staatliche Gewalt, die nicht von Gott stammt“ (Röm 13,1). — Geradezu peinlich unsozial klingt der Satz: „Ihr Sklaven, gehorcht euren Herren in allem“ (Kol 3,22). — Viel Arbeit also, die da einfach nicht angepackt wurde.

Hier wurden zweifellos wichtige Bereiche des menschlichen Lebens zumindest nicht direkt bearbeitet. Man konnte warten, und das war seit Jahrhunderten eine besondere Tugend der Kirche. Hat sie diese Tugend heute verlernt? Ist sie wie alle anderen Menschen unserer Zeit auf rasche Bedürfnisbefriedigung aus? Kann sie nicht mehr in Jahrhunderten denken, sondern denkt auch sie schon in Wahljahren? Hat sie selber nicht mehr das Vertrauen, daß diese Welt und ihre Geschichte in Gottes Händen ruht und wir uns daher das Vorläufige und Unzulängliche leisten können? Werner Bergengruen, der heuer 90 Jahre alt geworden wäre, hat geschrieben: „Versuche, die Welt aus den Angeln zu heben, haben mich nie gelockt. Wichtig und tröstlich war mir immer der Blick auf die Angeln, in denen sie sich bewegt und doch ruht.“ Wer diese Überzeugung nicht teilt, der wird in der Kirche nur zappelnde Nervosität erzeugen können.

Ich habe mir kürzlich einen Hubschrauber erklären lassen. Wenn sich der Rotor dreht, würde sich das Flugzeug in die andere Richtung bewegen. Daher verwendet man einen kleinen Heckrotor, der eine Gegenkraft erzeugt und den Flugkörper in der richtigen Lage hält. Vielleicht genügt es, wenn die Kirche sich vornimmt, dieser kleine Heckrotor zu sein. Seine Achse steht im rechten Winkel zum oberen Rotor. Er verhindert, daß die gewaltigen

Denken in
Jahrhunderten
oder in Wahljahren?

Ein Blatt am
Heckrotor — damit
die Richtung stimmt

Anstrengungen von Politik und Wirtschaft, Wissenschaft und Kunst (der große Rotor) den Menschen in die verkehrte Richtung treiben. Ist diese Rolle zu bescheiden für eine Pfarrgemeinde, für eine Diözese, für die Weltkirche? Wäre es nicht sogar genug zu sagen: Wir sind nicht einmal der ganze Heckrotor, sondern nur ein Blatt neben anderen Kräften und Institutionen, Kirchen und Religionen? Johannes XXIII., der das Konzil einberufen hat, war darauf bedacht, sich selbst nicht allzu wichtig zu nehmen. Vielleicht leben wir uns auch als Kirche leichter, wenn wir uns nicht allzu wichtig nehmen.

Artikel

Yves Congar

Die Theologen, das Pastoral-Konzil und die Theologie

Ein „Plädoyer für Konzilien und Synoden“ könnte man diesen einleitenden Beitrag des französischen Konzils-theologen nennen. „Ein Konzil ist etwas ganz anderes“ als z. B. eine schriftliche Befragung aller Bischöfe und theologischen Hochschulen. Allerdings muß die konziliare Ekklesiologie noch um die pneumatische, die Kirche als geistdurchwirkte Gemeinschaft verstehende Dimension erweitert werden. Als weitere wichtige Dimensionen bezeichnet Congar u. a. den Ökumenismus, die Einleitung einer Erneuerung des Priesterbildes, das den Priester stärker von seiner Funktion und Bezogenheit auf die Gemeinde her sieht, die Neubesinnung auf die Evangelisierung und auf die notwendige Unterscheidung zwischen dem Innen und Außen in der Kirche. red

Eine unvergleichliche Erfahrung

Für die Theologen wie für die Bischöfe (und für die Kirche als Ganze) ist es zunächst wichtig, daß das Konzil überhaupt stattgefunden hat und daß sie eine Konzils-erfahrung gemacht haben. Viele waren vorher der Meinung, da die Autorität des Papstes eine so große Bedeutung erlangt habe, brauche es nun gar kein Konzil mehr und sei kaum mehr an ein solches zu denken. Ich habe anderswo zahlreiche Aussprüche in diesem Sinn angeführt, angefangen mit dem sehr befremdenden, den Joseph de Maistre 1819 getan hat: „Warum noch ein ökumenisches Konzil, wenn doch der Pfeiler genügt?“ Das Konzil hat stattgefunden. Diese Tatsache hat zwei wichtige Folgen mit sich gebracht: erstens ein eigenartiges